

Der Westen ist nur ein T-Shirt

Die Chinesen haben Milliarden mit Raubkopien verdient. Doch die westliche Popkultur haben sie sich nie zu eigen gemacht: Moden und Stile werden zwar übergestreift, aber mit nationalen Werten gefüllt.

Von Jörg Becker

In der Nähe der Nantang-Kathedrale kann man an warmen Tagen in einem Straßencafé an der Wangfujing-Straße bei strahlendem Sonnenschein und blauem Himmel gut ein Glas Bier trinken. In dieser beliebten und stets überfüllten Einkaufsstraße Pekings lassen sich die Aufschriften auf den farbenfrohen T-Shirts der vielen Passanten studieren: Russell Athletics, Magic On My Mind, Harley-Davidson, Coca-Cola, Un bonheur inattendu, Gandhi, Cavaliers, Calvin, Sticks, Y-Y3, Chrischurch, Moon, World Without Strangers, Joy Forever, A Night Friday, Snoopy, Mickey Mouse, Boys don't cry, Love and Hate, Freedom of Expression, Kappa, Adidas, Jamaica, PingPing, Deutschland, The Person shave me, Punk is not de@d, Satisfaction Box, Brotherhood of Evil, Quicksilver Hawaii, Lovely, Beautiful Vibtag Lihe. Auffallend wenige T-Shirts tragen überhaupt Schriftzüge, und T-Shirts mit chinesischen Schriftzeichen findet man überhaupt nicht - weder bei Jung noch Alt.

Deutet die völlige Abwesenheit chinesischer Schriftzeichen auf den T-Shirts der Chinesen auf eine Entfremdung von der eigenen Kultur und eine Verwestlichung hin? Vor einer solchen Deutung seien weitere Charakteristika dieser Kleidungswelt eingeholt, sei noch ein wenig T-Shirt-Empirie betrieben. Erstens fällt auf, dass sich Schriftzüge auf den T-Shirts so gut wie nie wiederholen. Individuell verschiedene Exemplare sind angesagt. Zweitens fällt natürlich die Dominanz von englischen Sprüchen und Logos auf - ein Schriftzug in Deutsch, Französisch oder Spanisch kommt nur selten vor. Das weltweite Übergewicht des Englischen spiegelt sich also auch in China wider. Drittens gilt es anzumerken, dass lockere Sprüche weitaus zahlreicher sind als die Werbelogos westlicher Unternehmen.

Und was ist mit der Politik? Sie spielt keine Rolle. Das einzige beobachtete politische T-Shirt ist mit seinem Schriftzug "Freedom of Expression" weder Kritik an der Internetzensur der chinesischen Regierung noch bezahltes Propaganda-Shirt westlicher Organisationen wie der französischen Nichtregierungsorganisation "Reporter ohne Grenzen" oder des amerikanischen National Endowment of Democracy, die sich heftig in die chinesische Innenpolitik einmischen, sondern nur ein weiteres modisches Accessoire unter vielen anderen im bunten Gewimmel der Einkaufszone. Selbstverständlich sprechen oder lesen die meisten T-Shirt-Träger kein Englisch. Was einzig zählt, ist der exotische Reiz des unbekannt Westlichen. "Freedom of Expression" ist das Gleiche wie Kappa oder Magic on My Mind. Und so stört sich auch kein Mensch daran, wenn der Text offensichtliche Druckfehler aufweist, das Englische grammatikalisch falsch ist oder seltsame Phantasiewörter wie Chrischurch einfach unverständlich bleiben.

Wer glaubte, von flotten englischen Sprüchen auf T-Shirts Rückschlüsse auf die politische und kulturelle Befindlichkeit Chinas machen zu können, der springt also gleich mehrfach zu hoch. Denn zum einen bleibt unklar, wie der Bezug von den kleinen Dingen des Alltags zur großen Frage einer chinesischen Kultur herzustellen ist. Und zum anderen bleibt bei einem solchen Rückschluss unklar, was lediglich formal und äußerlich oder aber wirklich wichtig ist. Denn gut ließe sich ja argumentieren, dass China nach der alten Forderung von Zhang Zhidong, dem führenden Kopf der chinesischen Selbststärkungsbewegung im letzten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts, auch mit den gegenwärtig wichtigen westlichen T-Shirts nur folgender Erkenntnis folgt: "Chinesische Lehren als Substanz, westliche Lehren zur Anwendung."

Gerade im Hinblick auf China wäre es eine kulturelle Arroganz besonderer Art zu glauben, man könne dieses Land als kulturlose black box begreifen, in die man nur ein paar Tropfen Coca-Cola oder amerikanische Fernseh-Shows hineingießen müsse, und dann würde sich alles ändern. Ein solches Nürnberger-Trichter-Modell von Kulturkontakten ist eurozentristisch - auch in seiner linken Version mit dem Vorwurf an einen amerikanischen Kulturimperialismus gegenüber China. Und außerdem gilt noch stets das Argument, dass kulturelle Nachahmung in eigene kulturelle Bezugssysteme und Codes eingebettet wird und dass deshalb ein und derselben Ware und ein und demselben Bedürfnis in unterschiedlichem soziokulturellen Gesamtzusammenhang ein unterschiedlicher Bedeutungsgehalt zugesprochen werden muss.

Die Wege, auf denen sich China mit dem Westen auseinandersetzt, sind oft verschlungen. "East meets West": Auch die Pop-Musik entwickelt sich in der kommunistischen Volksrepublik nach diesem Schema, besonders in ihren glitzernden Millionenmetropolen Peking, Schanghai, Kanton und Hongkong. Der Osten orientierte sich am Westen. Auf Elvis Presley in den Vereinigten Staaten folgte in Hongkong eine Elvis-Welle, und zehn Jahre später imitierten dann die Bands in Hongkong die Pilzköpfe aus Liverpool. Doch seit den neunziger Jahren sind diese Zeiten vorbei. Chinesische Pop-Musik asiatisiert sich zusehends.

Unschlagbarer Star bei den Teenies in Hongkong ist heute der junge Popstar Rain aus Südkorea mit seinem Album "It's Raining". Rain füllt zum Beispiel das Hongkonger Fußballstadion mit gut vierzigtausend jungen Fans. Er ist Teil einer großen koreanischen Modewelle, die mit Kleidung, Filmen und Kosmetik über China brandet. Jungen Chinesen fällt der kulturelle Brückenschlag zur amerikanischen Popmusik enorm schwer. Sie wählen lieber den Umweg über die amerikanisierte koreanische Musik von Rain.

Schwerer dagegen tut sich Hang On The Box, die einzige weibliche Rockgruppe aus Peking. "Liebe ist eine Suppe, trink sie. Jungens sind wie Schokolade, iss sie!", singt Wang Yue, Sängerin und Gitarristin der Gruppe. Doch was bei dieser Band wild und anstößig sein will, klingt in unseren Ohren höchstens wie Kuschelrock.

Neben Südkorea ist bei der chinesischen Jugend immer noch Japan angesagt. Fernsehprogramme aus dem Inselstaat, billige CDs und raubkopierte DVDs haben dazu beigetragen, dass seit rund zehn Jahren japanische Popmusik, kurz J-Pop genannt, die jugendliche Musikwelt in China dominiert. Bereits in den achtziger Jahren waren die japanischen Sängerinnen Matsuda Seiko und Kondo Machi hier populär, jetzt sind es die Sängerin Namie Amuro, die Gruppe Tetsuya Rave Factory oder der Musikproduzent Komuro Tetsuya. J-Pop bezeichnet in China aber nicht nur Musik, sondern generell die an Japan orientierte vorherrschende Jugendkultur aus Manga, Fernsehen, Frisuren, Kleidung, Modemagazinen und Werbung.

In einer Studie über Popmusik in China stellte deren Autorin Lau Wing Sze Jugendlichen folgende Frage: "Warum magst du J-Pop, obwohl doch China von Japan in der Vergangenheit mehrfach angegriffen und überfallen wurde?" Darauf kam fast immer die Antwort: "Das stört mich überhaupt nicht. Popkultur ist Popkultur. Und Pop hat mit Geschichte nichts zu tun." Musik ist zwar nicht Politik. Aber ein kleiner positiver Anfang in den ansonsten völlig verkorkten chinesisch-japanischen Beziehungen mag darin bestehen, dass junge Chinesen japanische Musik mögen.

Wie sensibel und schwierig Chinas Verhältnis zu Japan auch heute noch ist, zeigt sich, wenn man sich in ein chinesisches Kriegsmuseum verirrt. Zum Beispiel ins Kriegsmuseum des chinesischen Volkes gegen die japanische Aggression. Dieses monumentale Bauwerk liegt direkt an der südlich von Peking gelegenen Lugou-Brücke, einem uralten Steinbauwerk mit elf Bögen und knapp fünfhundert wunderschönen kleinen Löwen auf dem Geländer. Um die Brücke drehen sich zahlreiche chinesische Drachenlegenden, und da sie von Marco Polo wegen ihrer architektonischen Schönheit bewundert wurde, heißt sie bei Europäern nur Marco-Polo-Brücke.

Das große Kriegsmuseum liegt deswegen hier, weil japanische Truppen am 7. Juli 1937 auf dieser Brücke den Yongding-Fluss überquerten und damit den Zweiten Weltkrieg begannen. Doch diese Formulierung wäre eine europäische Sichtweise auf das kriegerische Ereignis, denn China sieht sich mit dem Museum gerade nicht in der Traditionslinie des überwiegend europäischen Zweiten Weltkriegs, sondern in der Tradition seiner eigenen Kriege gegen Japan, besonders desjenigen von 1894/95, der mit einem für China erniedrigenden Vertrag am 17. April 1895 endete, und der japanischen Besetzung der Mandschurei im Jahr 1931. Das Kriegsmuseum des chinesischen Volkes gegen die japanische Aggression thematisiert also auch einen vierzehn Jahre andauernden kriegerischen Widerstand gegen Japan, der von 1931 bis zur japanischen Kapitulation im August 1945 dauerte.

Martialisch, mächtig, epochal, ehrfurcht- und angsteinflößend, stählern, grell, weiß-marmorn und großflächig, so kommt dieses flachgeschossige Kriegsmuseum daher. Die Sprengung von Eisenbahnschienen in der Mandschurei am 18. September 1931, die hiesigen Ereignisse vom 7. Juli 1937, der chinesische Sieg in der Schlacht von Pingxingguan im gleichen Jahr oder die auch 1937 erlebten japanischen Massaker in Nanking: Sie alle werden mittels aufwendiger Diashows, großer Ölgemälde und Nachbildungen heroisiert. Beeindruckend und angesichts der ungeheuerlichen japanischen Kriegsgreuel auch verständlich, aber gleichwohl fragwürdig in diesem oft überhöhten und deswegen auch falschen Pathos.

Ganz anders dagegen geben sich das Kriegsmuseum und die zum Museum umgebauten Bunkerstellungen auf dem Qingdao-Hügel (dem ehemaligen Bismarck-Hügel) in der nordöstlichen Hafenstadt Qingdao, der alten deutschen Kolonie Tsingtau. Jenseits irgendeines modernen Museum-Glammers herrscht hier ein schwüler Schimmelpilz, der alle schlecht dekorierten Ausstellungsstücke ins Licht der Unprofessionalität, der Langweile, der Vergessen- und der Vergangenheit taucht. Und trotzdem zeichnet sich dieses Museum in einer wichtigen Hinsicht gegenüber dem Kriegsmuseum des chinesischen Volkes gegen die japanische Aggression aus. In diesem Museum fehlt jedes antideutsche Ressentiment, obwohl es von chinesischer Seite angesichts der Beteiligung deutscher Truppen an der Niederschlagung des Boxeraufstandes von 1901 durchaus berechtigten Anlass dazu geben könnte. Doch antideutsche Parolen gibt es auch in Qingdao nicht, und im Museum der Qingdao-Brauerei wird die deutsche Gründungsgeschichte dieses wohl berühmtesten chinesischen Bieres durchaus mit Stolz präsentiert.

Warum aber kennt China bislang kein Friedensmuseum wie etwa das vor einiger Zeit in Berlin wieder reaktivierte Anti-Kriegs-Museum des Anarchopazifisten Ernst Friedrich, das die Nationalsozialisten nach dem Reichstagsbrand 1933 zerstörten, oder das von moderner Museumsdidaktik geprägte Europäische Museum für den Frieden auf Burg Schlaining im burgenländischen Stadtschlaining oder das Musée de la paix, das in der Nähe von Caen an die alliierte Landung in der Normandie erinnert? China hätte historisch eine gute Ausgangsbasis für ein eigenes Friedensmuseum, stehen doch sowohl Sun Tses Ideen zu einer kampflosen Strategie in dessen "Dreizehn Geboten der Kriegskunst" aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert als auch die Große Chinesische Mauer eindeutig in einer fast pazifistischen, auf alle Fälle aber militärisch defensiven Tradition. Und welcher großen Raum könnte in einem zukünftigen chinesischen Friedensmuseum die Anekdote einnehmen, nach der ein chinesischer Kaiser im Jahr 1525 angeordnet hatte, alle hochseetauglichen Schiffe zu verbrennen, da man nicht die Absicht habe, fremde Länder kriegerisch zu erobern?

Das bisherige Rasonieren über die Gegensätze von Äußerlichkeit und Innerlichkeit, von Schein und Wesen, von Ost und West oder Krieg und Frieden setzt freilich voraus, dass es in chinesischer Geschichte und Kultur die Möglichkeit gibt, zwischen Kern und Schale, zwischen Schein und Wesen zu unterscheiden. Was aber, wenn solche Dualismen und Dichotomien typisch europäisch wären, wenn es für solche Antagonismen im Chinesischen keinen Raum gäbe?

Jenseits des staatstragenden und streng hierarchischen Konfuzianismus für die Beamtenschaft, die staatlichen Bürokratien, kurz: die oberen Zehntausend ist in China das Denken, Fühlen und Träumen vieler Menschen bis zum heutigen Tag taoistischem Denken und Fühlen verhaftet - auch wenn ihnen das oft nicht bewusst ist. Nach Laotse beruht alle Erkenntnis auf dem Satz des Widerspruchs, also der Einheit von Gegensätzen. Das gilt nicht nur für die Erkenntnis, sondern auch für die Ethik. Gut und Böse sind weniger Gegensätze, schon gar nicht dualistische Dichotomien wie im europäischen Abendland, sondern bedingen sich gegenseitig. Das eine ist nur aus dem anderen erkennbar; jedem kommt deswegen nur relative Geltung zu.

Seinen schärfsten Ausdruck findet der Taoismus in den folgenden Worten Laotses: "Wenn das Tao in Verfall gerät, dann gibt es Menschlichkeit und Gerechtigkeit; kommt Klugheit und Scharfsinn auf, dann gibt es Heuchelei; sind die sechs Arten von Blutsverwandten uneinig, dann gibt es Kindesliebe und Elternliebe; wenn die Landesherrschaft in Verfall und Zerrüttung gerät, dann gibt es treue Untertanen." Das Paradox solcher Aussagen musste einem strengen Anhänger des Konfuzius stets als philosophisch und ordnungspolitisch furchtbar erscheinen. Was hier aber scheinbar anarchisch klingt, schwindet von selbst, wenn man bedenkt, dass das Tao als schlechthin Absolutes alle Gegensätze ausschließt, weil es sie in sich aufhebt.

Wenn "das Schwere die Wurzel des Leichten und die Ruhe der Herr der Unruhe" ist - so noch einmal Laotse -, dann können sich Fragen nach einem Gegensatz zwischen Krieg Frieden oder Westen und China in dieser Form nicht stellen. In der europäischen Philosophie nur Heraklit vergleichbar, der sich ebenfalls für die spannungsgeladene Einheit von Gegensätzen interessierte, kann Laotse zum Schlüssel für das Verständnis des gegenwärtigen Wandels in China werden. Der chinesischen Philosophie und Kultur geht es kaum um Wahrheitssuche, sondern mehr um Veränderung und Vielpoligkeit als zentralen Bedingungen des menschlichen Lebens. China lebt eine Kultur ohne Essentialismus und ohne Zentrum.

Hat sich das Land also seit seiner globalen Marktöffnung kulturell verwestlicht? Je nach Wahrnehmung oder nach der Dimension, die man beobachtet, kann diese Frage mit Ja oder Nein beantwortet werden. Einerseits ist eine enorme und sich noch stets weiter dynamisierende westliche Konsumwelt zu beobachten, die inzwischen eine auf hundertzwanzig Millionen Menschen geschätzte Mittelschicht entlang den östlichen Küsten umfasst und die mit ihrer Kauf- und globalen Sogkraft Deutschland mit seinen achtzig Millionen Einwohnern weit hinter sich lässt. Andererseits zeigen alle empirischen Umfragedaten über Werte, dass sich bei den meisten Chinesen an deren traditionellen Auffassungen über die Familie nichts geändert hat. Nach wie vor steht die Gruppe über dem Individuum. Und mag auch das öffentlich sichtbare Leben in den chinesischen Metropolen westlich daherkommen, so sieht das in der privaten Lebenswelt ganz anders aus. Eine komplexe "Verschichtung" zwischen China und dem Westen ist zu beobachten. Es scheint, als ob in China weniger eine Verwestlichung als die Sinisierung des Westens stattfindet. Der Globalisierung des indischen Bollywood dürfte schon bald eine globale chinesische Kulturbewegung folgen. Das Konfuzius-Institut in Berlin ist da ein Anfang.

Und taoistisch - unbewusst und lächelnd - tragen andere Passanten T-Shirts mit den folgenden Schriftzügen: BillionaireBoysclub, New York 05, Varsity, Get into Nike, Best New Game Top Boy, Source 96, Ramses, Giordano Sport, Meters bonne, Romantic Rose, Dior, Levi's Doubleson, Pacific Surfer, El mejor de la ciudad, Leeski Wear, Ambrosi, Lucky Fashion, Pierre Cardin, Championship, G-StarSouth-East, Beijing 2008, I can't follow, California, Poet, Rolls Royce, You are what you eat, Life is climb, Kuriosität, Live fast, die young. T-Shirts mit chinesischen Schriftzeichen findet man überhaupt nicht - weder bei Jung noch Alt.